



Lévy, Bernard-Henri

Titel

Die Welt

Redaktion

19. / Sept. / 02

Datum

„Debil, dieser Dritte-Welt-Kitsch“

Der französische Philosoph Bernard-Henri Lévy über Antiamerikanismus, den Kampf gegen den Terror und seine Sartre-Biografie

Bernard-Henri Lévy ist einer der bekanntesten „nouveaux philosophes“. Aufsehen erregte sein politisches Engagement in Verbindung mit Reisen in Krisengebiete vom Sudan bis Sarajewo. Seine viel beachtete Sartre-Biographie erscheint jetzt auf Deutsch („Sartre. Der Philosoph des 20. Jahrhunderts“, Hanser, München, 35 Euro). Mit Bernard-Henri Lévy sprach Rainer Haubrich.

DI E WELT: Sie haben den 11. September in Berlin verbracht. Waren Sie am Jahrestag des Terroranschlags *nécessé*?

Bernard-Henri Lévy: Ich kam direkt aus Kabul, wo ich die zwei Wochen zuvor verbracht hatte. Dort war ich *névrosé*, so nah an der terroristischen Bedrohung. Im Vergleich zu Afghanistan wirkt ganz Europa wie eine große Schweiz.

DI E WELT: Was hat sich in Kabul verändert?

Lévy: Die Demokratie wird stärker, aber gleichzeitig werden auch die Taliban stärker. Man sieht immer mehr Frauen. Die sieht nicht mehr verhalten, und

immer mehr Intellektuelle erheben ihre Stimme. Am Tag des Attentats auf Karsai war ich in Kabul. Wäre er ums Leben gekommen, wären die Fundamentalisten wohl wieder ans Ruder gekommen.

DI E WELT: Taugt die Intervention in Afghanistan als Vorbild für einen Schlag gegen den Irak?

Lévy: Ich neige dazu, im Irak zu intervenieren, aber unter vier Bedingungen. Erstens: Die Zivilbevölkerung muss so gut es geht ausgespart bleiben. Das ist in Afghanistan gelungen – im Gegensatz zu dem, was die professionellen Antiamerikanisten sagen. Zweitens: Es muss eine politische Alternative geben, nach dem Vorbild der Nordallianz in Afghanistan. Das scheint mir im Moment noch unklar. Drittens müssen die Amerikaner eine internationale Koalition zustande bringen. Und sie müssen, viertens, Beweise vorlegen, dass der Irak Massenvernichtungswaffen entwickelt.

DI E WELT: Die Deutschen wollen diesmal nicht *interveneren*. Lévy: Ich verstehe die Haltung,

aber sie ist falsch. Es war schon außergewöhnlich, dass die Deutschen angesichts ihrer besonderen Nachkriegsgeschichte drei gerechte Kriege – in Bosnien, im Kosovo und in Afghanistan – akzeptiert und unterstützt haben. Das ist fast ein Wunder. Die Idee eines vierten Krieges ist ihnen im Moment einfach zu viel.

DI E WELT: Was treibt Sie immer wieder in Krisengebiete? Sie könnten ein schönes Leben haben.

Lévy: Ich hatte immer ein schönes Leben, und ich fand, dass beides geht. Gut leben und sich trotzdem kümmern um das Unglück anderer Menschen. Ich komme aus einer jüdisch-christlichen, vor allem jüdischen Tradition, die den Gedanken der Generosität kennt. Wenn man viel empfangen hat, muss man etwas zurückgeben. Schließlich, und da sind wir bei Sartre, gebort es zur Pflicht der Intellektuellen, ihren moralischen Kredit zu nutzen, sich dafür einzusetzen, dass die Welt etwas weniger ungesund wird.

DI E WELT: Warum jetzt nochmal eine Sartre-Biografie? Ist er nicht ziemlich *passé*?

Lévy: Seine Botschaft ist wahrscheinlich für das 21. Jahrhundert wichtiger als für das vergangene. 20 Jahre lang war Sartre aus der intellektuellen Debatte verschwunden, er war ja schon tot bevor er starb. Es gibt, seine Philosophie der Freiheit, des Individuums, des Subjekts wieder zu entdecken. Sie ist das beste Werkzeug, das wir haben gegen die totalitären Apparate gegen die Aufwallungen des Kollektivs.

DI E WELT: Wo er doch selbst dem totalitären Regimes seiner Zeit *auf den Leib gegangen* ist.

Lévy: Natürlich gab es die Elegien auf Fidel Castro, seine Auftritte bei kommunistischen Kongressen in Prag und Moskau. Auch ich habe ihn deshalb lange für einen totalitären Philosophen gehalten.

Aber die These meines Buches ist: Es gibt zwei Sartres. Der junge und der alte Sartre war ein Philosoph der Freiheit. Und das war sein ganzes Leben lang unterschwellig vorhanden, selbst als er die totale Misstrauen lobt, gibt es immer diese zweite Stimme. Sartre formuliert einige der schlimmsten antiamerikanischen Dummheiten. Aber es gibt andere Intonationen, wenn er über das Kino oder die Literatur der USA spricht, wenn er die USA eine

Hochburg des Geistes und der Demokratie nennt.

DI E WELT: Was sind Ihre Eindrücke von Berlin?

Lévy: Bei der Diskussion im Berliner Ensemble zum 11. September war ich schockiert von der Stärke des Antiamerikanismus im Publikum. Das war hart am Rande der Dummheit. Es gab Redner, die

einen Unsinn verkündeten, der eines Intellektuellen unwürdig ist, und dafür viel Beifall bekamen: dass die demokratischen Freiheiten in den USA aufgehoben seien, dass die Intervention in Afghanistan mehr Opfer gefordert habe als das Regime der Taliban. Unglaublich, dass die Redner dafür nicht mit Tomaten beschmissen wurden. Niemand widersprach, und das in einer respektierten Institution wie dem Berliner Ensemble. Ich war baff. Einfach debil, dieser Dritte-Welt-Kitsch.

DI E WELT: Und das neue Gesicht der deutschen Hauptstadt?

Lévy: Ich gehöre zu einer Generation, die immer noch die Mauer im Kopf hat. Und vor sechs, sieben Jahren hat man sie in der Stadt auch noch gespürt. Das ist weg. Die Vitalität Berlins, das unglaubliche Tempo beeindruckt mich sehr. Was in Deutschland passiert, ist sehr wichtig, weil nach wie vor gilt, dass Europa nur eine Zukunft hat, wenn Frankreich und Deutschland es vorwärts bringen.



Bernard-Henri Lévy